Es geht ums letzte Strohdach...

Autor(en): **E.T.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 49

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649842

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Es geht ums letzte Strohdach...



Seeländer Schilf, fachgerecht aufgeschichtet, bildet die Bedachung des alten Hauses. Was die immer wieder nötig werdenden Reparaturen kosten, davon wissen Küfers zu berichten

Es ist oft merkwürdig, welchen Weg Pressemeldungen nehmen können und wie sie sich zu der tatsächlichen Wirklichkeit verhalten. Da ging vor nicht allzulanger Zeit die folgende Nachricht durch den hiesigen Blätterwald:

Das letzte Strohdach im Kanton Bern

Noch vor 40 oder 50 Jahren waren die mit Stroh bedachten Bauernhäuser im Kanton Bern, besonders im Seeland, keine Seltenheit. Sie sind seither aus begreiflichen Gründen verschwunden. Ein noch vollständig mit Stroh bedecktes Bauernhaus befindet sich im Dörfchen Tschugg bei Erlach. Es mag an die 200 Jahre alt sein. Die Besitzer tragen sich mit dem Gedanken, das Dach zu erneuern und mit Ziegeln decken zu lassen. Der Unterhalt von Strohdächern ist auf die Dauer keineswegs billig. Wie wir vernehmen, will der Berner Heimatschutz Mittel und Wege suchen, damit dieses letzte Strohdach im Kanton Bern als bauliche Eigenart und Sehenswürdigkeit erhalten bleibe.

Damit wäre die Leserschaft orientiert. Also: der Heimatschutz will Mittel und Wege suchen, damit dieses letzte Strohdach erhalten bleibe.

Da müsste doch in erster Linie der Besitzer des Hauses selbst etwas davon wissen, setzte ich voraus. Doch ein Besuch bei ihm, oder besser gesagt, bei ihr, hat mich eines Besseren belehrt. Frau Küfer, die seit 40 Jahren unter dem heute erhaltungswürdigen erscheinenden, undichten und schadhaften Strohdach wohnt, empfing mich mit folgenden Worten:

«Was weiter ächt vo mir, syt dir o eine vo dene, wo settigs Züg i d'Zytig schribt?»

Und zu ihrem Sohn gewandt, der Bretter für einen Weinzuber zuschnitt:

«Du, chum, das isch eine vo der Zytig, frag jetz dä grad, wie das e Sach isch mit däm Heimatschutz.»

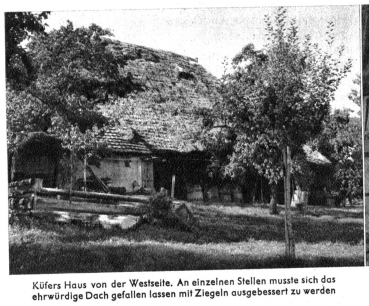
Statt des Fragenden wurde ich nun zum Befragten, von dem man wissen wollte, wann und warum der Heimatschutz etwas tun wolle, wo und auf welche Art! Also gerade diejenigen Auskünfte, welche ich hier zu erhalten gehofft hatte, sollte ich geben und wurde mit Fragen, die auch nach Vorwürfen aussahen, geradezu überschüttet. Bereits werde im Dorfe gemunkelt, Küfers würden noch reich mit ihrem Strohdach, da doch alle Zeitungen Meldungen und sogar Bilder davon brächten! Es nähme sie nur wunder, woher die Leute all das wissen, was sie da in der Zeitung schrieben, meinte Frau Küfer mit einer dem Reporter geltenden, abweisenden Geste, die darauf schliessen liess, dass man auf Zeitungsleute hier schlecht zu sprechen war. So also die Lage. Und ich war hingekommen, eine Reportage zu machen, Wissenswertes über Haus und Leute zu erfahren und dessen Bewohner zu photographieren...

Doch erwies sich Mutter Küfer bald als gesprächige Bauersfrau, die wohl wusste, dass nichts so heiss gegessen wird, wie man es kocht. Vor dem Hause stehend, zur Rechten den grossen Misthaufen, links die Hofstatt, erzählte sie dies und das über ihre alte Behausung, die so manche Generation überdauert hat und heute noch dasteht wie in früheren Zeiten. Tatsächlich hat das Haus ein anständiges Alter mit seinen bald 200 Jahren, und das Dach, welches zwar mehr aus Schilf als aus Stroh besteht, mag inzwischen manchmal gewechselt worden sein. Gerade die Unbeständigkeit gegenüber Witterungseinflüssen macht Strohdächer so kostspielig und mühsam im Unterhalt. Alle paar Monate müsse der Bub hinaufsteigen und ein Büschel Schilf ersetzen oder neu befestigen, teures Schilf, das kaum mehr zu erhalten sei. Nach langem Regen habe das Wasser oft durchgetropft bis in die Küche, und das ist wohl einer der Hauptgründe, wieso sich Küfers seit langem mit dem Gedanken tragen, auf Ziegelbedachung umzustellen.

In seinem Innern zeigt das alte Haus ebensowenig die Spuren neuzeitlichen Wohnungskomfortes wie äusserlich. Die russgeschwärzte Rauchküche, ausgestattet mit einem primitiven Holzherd älteren Datums, mag früher Hort von saftigen Schinken, die im Kamin hingen, gewesen sein. Nett eingerichtete Kammern und Stuben, schlicht in ihrer Art, verraten den hausfraulichen Geist, der hier herrscht und zeigen, dass Hausfrieden, Gemütlichkeit und Familienglück auch in der kleinsten und einfachsten Hütte Platz haben. Hier, unter diesem Dache, das man nun schützen will, hat Frau Küfer ihre Kinder grossgezogen, hier waren Freude und Leid zu Hause, Arbeit und Mühe und die Sorgen des täglichen Lebens.

Was der Heimatschutz zu tun gedenkt, wissen Küfers nicht. Sie wissen bloss, dass die weitere Pflege und ständige Ausbesserung des alten Daches mit grossen Kosten verbunden ist, welche sie auf die Dauer nicht mehr selbst tragen können. Es ist zu begrüssen, dass sich jemand der Sache annimmt, denn ein einziges letztes Strohdach sollte doch unserem Kanton erhalten bleiben als Zeuge einer früheren Zeit.

E. Th.

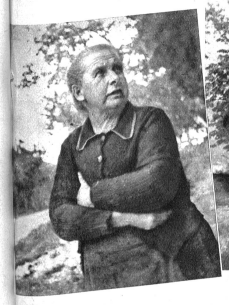


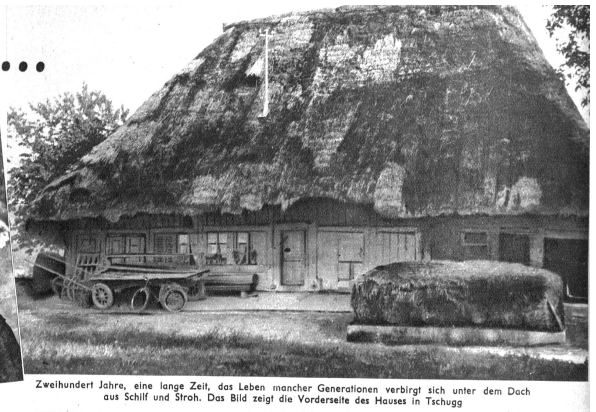
Küfers Haus von der Westseite. An einzelnen Stellen musste sich das ehrwürdige Dach gefallen lassen mit Ziegeln ausgebessert zu werden



Vor den Stubenfenstern, über deren Fries ein Spruch zu erkennen ist, stehen schmucke Geranien in leuchtendem Rot und Grün

Reportage von E. Thierstein



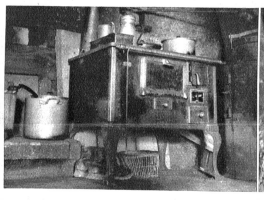


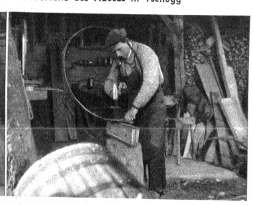
Zweihundert Jahre, eine lange Zeit, das Leben mancher Generationen verbirgt sich unter dem Dach aus Schilf und Stroh. Das Bild zeigt die Vorderseite des Hauses in Tschugg

„Ja, das Doch wüsst-er, das macht Chöschte", meint Frau Küfer besorgt. Sie hat wohl allen Grund dazu, ist doch das Schilf zum Ausbessern kaum mehr zu haben und sehr teuer

Rechts: Ein Blick in die Küche zeigt den eisernen Herd, der wohl fast so alt sein dürfte wie das Haus selbst

Rechts aussen: Küfer heissen und Küfer sein, das kommt doch wohl nicht alle Tage vor. Einer der Söhne war schon von jeher mit dem Umgang mit Fässern vertraut. Er ist als Küfer hier im Rebgebiet weitherum geschätzt





ROTES WACHS

Was ist denn das für ein Unfug, verwundert sich der Zensurbeamte, und hält eine zerfetzte Hülle gegen das helle Licht der Lampe. Sorgfältig untersucht er das feste Papier. Es ist nichts zu finden. Der Gegenstand scheint wirklich herausgefallen zu sein. Bloss ein sandfarbenes Blatt ist vorhin auf den Boden geflattert und ist dort still, fast feierlich, liegen geblieben.

Der Beamte bückt sich brummend. Doch wie er den Brief anfasst, kommt ihm etwas Weiches zwischen die Finger.

Er will es abstreifen, aber es geht nicht fort, bleibt einfach da. Hartnäckig klebt es am Daumen fest. Unwillig betrachtet er jetzt das zähe, rote Ding, das ihn nun seinerseits recht fröhlich anguckt.

Gross und staunend weiten sich da seine Augen. Gibt's wirklich noch so etwas auf dieser Welt? Das hat er ja in all dem Elend und dem Jammer, in den man Jahr für Jahr seit dem Beginn des Krieges hineingeraten ist, beinahe vergessen.

Ein armseliges, rotes Stücklein Wachs, das sich auf unerklärliche Weise von der Kerze gelöst haben muss, ist es, das diesen kalten, nüchternen Beamten in den kleinen, träumenden Jungen von einst zu verwandeln vermag.

Da sieht er auf einmal ganz klar und deutlich eine niedere Bauernstube. Der massige Eichentisch trägt heute als kostbarsten Schmuck einen kleinen Kranz aus Tannenzweigen, aus dessen Mitte eine rote Kerze, gleich einer hellodernden Fackel leuchtet. Eine liebe, alte Frau trippelt geschäftig hin und her. Bratäpfel schmorren in der Röhre. Er selbst, tief in seine geliebte Ofenecke gedrückt, wartet voll jungenhafter Ungeduld, bis sich Grossmutter mit einem wohligen Seufzer in dem grossen, altmodischen Ohrenstuhl niederlässt. Wer könnte da seine Füsse trotz der schweren Holzschuhe noch stillhalten, wenn Grossmutter ihre Adventsgeschichten erzählt?

Niemand verstand so zu erzählen wie die Grossi.

Glaube, Liebe, Hoffnung, das war ihr Losungswort. «Mit den dreien kann's mir nicht fehlschlagen», hat sie oft behauptet.

Gilt das auch noch für diese Welt? Wird einem der Glaube an Gott, und die Hoffnung auf eine bessere, sicherere Zukunft nicht fast unmöglich gemacht? Wie soll man lieben können, wenn man überall hassen muss?

Und doch, das Stücklein Wachs mahnt und mahnt. Wozu feiern wir denn alle vier Advente, die leuchtend schönen Vorfreudenfeste auf Weihnachten?

Liegt es am Ende nur an sich selbst, Freude zu spenden, um dadurch auch Freude empfangen zu können? Wird sich da das Leben nicht gleich ein wenig freundlicher gestalten, wenn man im Alltag statt des Brummens und Schimpfens, ein gutes Wort, ein liebliches Lächeln für jedermann bereit hält? — —

So kommt es, dass ein ernster Mann nach der Arbeitszeit von Geschäft zu Geschäft eilt, um sich drei rote Wachskerzen zu kaufen. Er ersteht sie mit Mühe und Not, denn das Wachs ist sehr rar geworden, und daher wird der Verkauf der Kerzen wenn möglich bis kurz vor Weihnachten zurückgehalten.

Doch der Beamte braucht unbedingt drei Kerzen.

Eine bekommt der Soldat da draussen an der Front, der für seine Heimat kämpft, und für den sie ursprünglich bestimmt war.

Die andere soll dessen Schwester erhalten, zum Dank dafür, dass sie mit ihrer kleinen Liebesgabe nicht nur, wie beabsichtigt, ihrem Bruder, sondern auch einem ganz fremden Menschen ein Lichtlein in der Dunkelheit des Alltags angezündet hat.

Und die dritte Kerze trägt er in sein eigenes Zimmer, stellt sie beinahe zärtlich auf den Tisch. «Kleine, rote Kerze», sagt er dabei ganz leise für sich, «du Freudenbringerin der Adventszeit.

Lasse dein Lichtlein brennen und leuchte damit tief in mein Herz hinein, dass es sich daran erwärmen kann, um nie wieder zu erkalten.